



Flecken auf der Ehre.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Schon der Anblick von so viel Jammer und Elend würde mir unerträglich sein,“ meinte Komtesse Edith weiter. „Ich will gern den letzten Pfennig von meinem Taschengeld für jene armen Leute hergeben; aber hingehen — nein, hingehen könnte ich nimmermehr!“

„Und Sie folgen dabei nur einem ganz natürlichen Antriebe, Komtesse,“ sagte Hartwig mit bitterer Ironie. „Sie gehören einer anderen Sphäre an, als jene elenden Menschentinder, und Ihre Bestimmung ist es, auf den Höhen des Lebens dahinzuwandeln, bis zu denen kaum noch ein schwaches Echo dringt von dem Stöhnen und dem Jammergeschrei Derer, die unten in der dumpfigen Tiefe miteinander den Vernichtungskampf führen um ein armseliges Stück Brod! Ihre schöne Unbefangtheit und Ihre sonnige Heiterkeit machen Sie anbetungswürdig für alle Die-

jenigen, die gleich Ihnen auf so wohlgebahnten Pfaden wallen dürfen, und vielleicht würden Sie Gefahr laufen, die eine oder die andere einzubüßen, wenn Sie auch nur ein einziges Mal hinabstiegen in jene Abgründe des Lebens, die so viel Grauen und Entsetzen bergen. Sie thun recht daran, sich dessen zu weigern, und ich habe um Verzeihung zu bitten, wenn ich einen thörichten Versuch machen konnte, Sie dazu zu bewegen.“

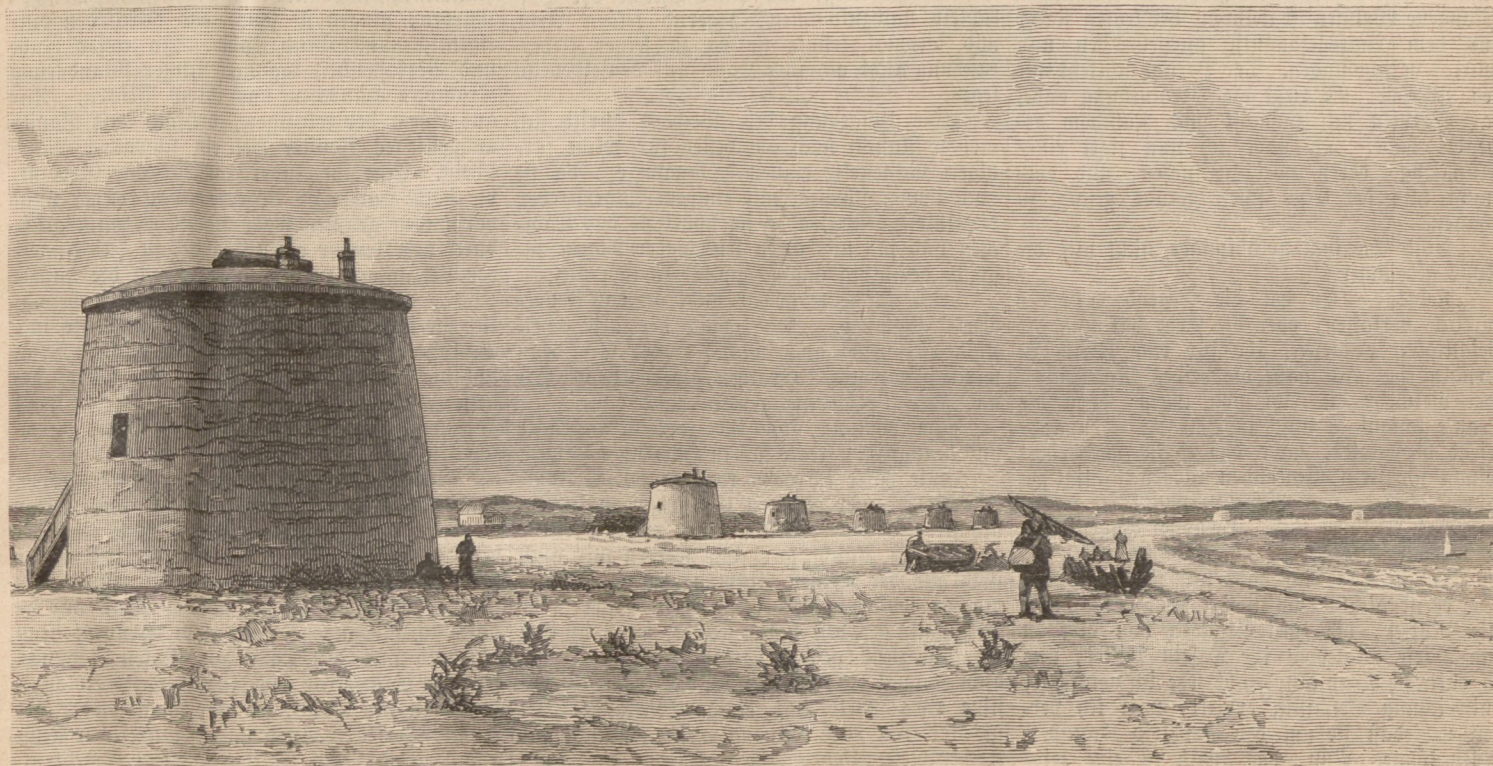
Mit einer Verbeugung küßte er, da sie eben an der Grenze des Parkes standen, seinen Hut und schritt davon, ohne ihr auch nur Zeit zu lassen, ihm zu antworten, und ohne sich durch einen einzigen Blick von der Wirkung seiner Worte zu überzeugen.

Als solle ihm keine von allen Widerwärtigkeiten erspart bleiben, welche dieser Morgen ihm nur immer bringen konnte, sah er noch Komtesse Julia am Arme ihres Vaters auf dem Wege daherkommen, welchen er eingeschlagen hatte. An ein Ausweichen war nicht mehr zu

denken, denn der Graf winkte ihm bereits mit der Hand, und auch die Komtesse, die sehr blaß ausah, verwandte ihren ernstesten, forschenden Blick nicht von seinem Gesicht.

„Ich sah Sie da vorhin in angelegentlicher Konferenz mit meiner kleinen Edith und dem alten Christian,“ plauderte der Graf, indem er Hartwig vertraulich auf die Schulter klopfte, „und ich kann mir denken, was für Geheimnisse da verhandelt worden sind. Es wird mich freuen, wenn Sie der Feier des großen Tages alle Ihre Talente widmen wollen; denn es ist das höchste von allen Festen, die wir hier im Laufe des Jahres begehen. Natürlich sind Sie für jenen Tag nur unser Gast und nichts anderes als das!“

Nun war der geeignete Zeitpunkt da, wo er dem Grafen hätte sagen können, daß er in drei Tagen nicht mehr auf Radow zu sein hoffe, aber unter dem Bann der ernstesten klaren Augen, die da wie in angstvoller Spannung unverwandt auf ihn gerichtet waren, fühlte er



Martellothürme an der englischen Küste. (S. 219)

dazu nicht die Kraft. Nur einige höfliche Worte, in denen Graf Westernhagen doch nichts anderes als eine Zustimmung vermuthen konnte, kamen über seine Lippen, und dann, als Jene ihren Weg fortgesetzt hatten, schlug er sich mit der Faust vor die Stirn und murmelte grimmig mit zusammengepreßten Zähnen: „D diese Feigheit — diese erbärmliche Feigheit, die lieber an einer kleinen Wunde langiam und qualvoll verblutet, als daß sie mit einem einzigen entschlossenen Dolchstoß ein kurzes Ende macht!“

13.

Für den Geburtstag der Komtesse Julia, den Graf Westernhagen als den höchsten Festtag des ganzen Jahres bezeichnet hatte, wurden lebhaftere Vorbereitungen getroffen, und die Mädchen waren namentlich eifrig bemüht, sämtliche Fremdenzimmer des Schlosses für die erwarteten Gäste herzurichten.

„Es ist schade, daß sich Botho's Urlaub nicht einmal um diese wenigen Tage verlängern ließ,“ meinte der Graf gelegentlich bei Tisch. „Ich glaube, wir werden ihn recht vermissen.“

„Ach ja,“ fiel Komtesse Edith bedauernd ein. „Niemand versteht es so gut wie er, Gesellschaftsspiele zu arrangiren und eine Quadrille zu kommandiren. Ist denn gar keine Aussicht vorhanden, daß er dennoch kommen wird?“

„Der Oberst hat ihm das erneute Urlaubsgesuch rundweg abgeschlagen und ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er bei so hartnäckiger „Kränklichkeit“ vielleicht am besten thäte, um seinen Abschied einzukommen. Natürlich wird der arme Botho jetzt durch doppelten Diensteifer beweisen müssen, daß er nicht mehr kränklich ist.“

Am späten Nachmittag dieses Tages — es war der Vorabend des großen Festes — suchte auch der Polizeibeamte, der während der letzten achtundvierzig Stunden für Hartwig völlig unsichtbar geblieben war, den Oberverwalter auf freiem Felde auf.

Schon seine mißmuthige Miene verrieth zur Genüge, daß er bisher wenig Veranlassung habe, mit dem Erfolg seiner Bemühungen zufrieden zu sein.

„Man berichtet mir da soeben eine hübsche Neuigkeit aus Rothacker,“ sagte er, seine schlechte Laune kaum verbergend. „Der Untersuchungsgefangene Welkien ist während der letzten Nacht aus dem Amtsgefängniß ausgebrochen und spurlos verschwunden. Der Bericht schließt mit den Worten: Es liegt die Vermuthung nahe, daß Welkien sich zunächst nach Rambow gewendet habe. Da habe ich nun statt eines Flüchtlings deren zwei zu suchen; und doch macht mir der Eine schon gerade genug zu schaffen.“

„Sind Sie ihm noch immer nicht auf die Spur gekommen?“

„Nein! — Er hat die Gegend entweder wirklich verlassen, oder die Erde hat ihm die Gefälligkeit erwiesen, ihn für eine Weile zu verschlucken. Ich habe die beiden Mädchen — oder vielmehr die Eine von ihnen, denn die Kranke kommt ja nicht in Betracht — unausgeseht beobachtet, habe das Haus wiederholt besucht und kein Winkelnchen unberücksichtigt gelassen; aber es war Alles umsonst!“

„Hat Welkien nicht irgendwo Angehörige, zu denen er sich begeben haben könnte?“

„Daran habe ich natürlich zuerst gedacht, aber es ist nichts damit. Er hat nur noch eine alte Mutter, die zwei Stunden von hier in dem Dorfe Malchow ihr Dasein fristet, und ich hatte sie schon aufgesucht, ehe ich von seiner Entweichung Kenntniß erhielt, weil ich vermuthete, daß sie um den Verbleib Krampe's wissen könne. Nun, das Weib ist eine leibhaftige Hexe und hat sicherlich manches saubere

Stückchen auf dem Gewissen. In diesem Fall aber ist an ihre Mitwisserschaft schon deshalb nicht zu glauben, weil sie nicht einmal über ein eigenes Kämmerchen verfügt, sondern die Wohnung eines mit sieben Kindern gesegneten Dorfschneiders theilt und sich des Nachts mit einer Streu neben dem Küchenherd begnügen muß. Außerdem war sie auf ihren Sohn sehr schlecht zu sprechen. Zu ihr also hat sich Welkien gewiß nicht begeben.“

Auch einige andere Vermuthungen, denen Hartwig Ausdruck gab, erwiesen sich sogleich als hinfällig, und so verließ ihn der Beamte wieder, nachdem er seine Mahnung zur Vorsicht noch einmal eindringlich wiederholt hatte.

An der Abendtafel war Graf Westernhagen in der denkbar besten Stimmung, und erging sich in allerlei launigen und geheimnißvollen Anspielungen auf den kommenden Festtag und seine großen Ueberraschungen, obwohl er dafür bei der Komtesse Julia nur sehr zerstreutes Gehör fand und kaum hier und da ein sichtlich gezwungenes Lächeln als karge Belohnung erntete. Auch Edith's schönes Gesicht strahlte in einer ganz eigenen, verkündeten Heiterkeit, aber sie war schweigsamer als sonst, und Hartwig machte wiederholt die Wahrnehmung, daß ihr Blick, in dem heute ein ganz besonderes Leuchten war, den seinigen suchte.

Während er nach aufgehobener Tafel noch zu kurzem Gespräch von dem Grafen festgehalten wurde, kam Komtesse Edith, die bis dahin mit ihrer Schwester geplaudert hatte, plötzlich auf ihn zu.

„Wollen Sie mir helfen, geeignete Plätze für die bengalischen Feuer aufzuzuchen, Herr Steensborg?“ fragte sie. „Aber Du darfst uns nicht begleiten, Papa; denn diesmal soll es auch für Dich eine Ueberraschung werden.“

„Nun, meinethwegen, Du Kobold!“ lachte Graf Westernhagen. „Ich gebe Ihnen Urlaub, lieber Steensborg, und vertraue Ihnen mein Kleinod auf eine Stunde an. Sie werden es mir ja nicht entführen wollen!“

Edith's Toilette war rasch beendet. Sie drückte ihr blumengeschmücktes Strohhütchen auf das schimmernde Haar und schlang ein leichtes Tuch von weißer, flockiger Seide zum Schutz gegen die Abendkühle um die Schultern.

Als sie in den Park hinabgestiegen waren, bot ihr Hartwig, um einer Pflicht der Höflichkeit nachzukommen, zögernd seinen Arm, und diesmal lehnte sie es zu seiner Ueberraschung nicht ab, ihre Hand auf denselben zu legen.

„Die Umgebung des Weiher's dürfte sich meiner Ansicht nach am besten für solche farbigen Lichteffekte eignen,“ begann er, da sie noch immer schwieg, mit einigem Widerstreben die Unterhaltung, aber sie schüttelte das Köpfchen und sah mit ihren leuchtenden Augen zugleich demüthig und schelmisch zu ihm auf.

„Ach, ich denke ja gar nicht an das Feuerwerk,“ sagte sie. „Das macht der alte Christian viel besser ohne mich. Haben Sie denn wirklich gar nicht errathen, weshalb ich Sie um Ihre Begleitung gebeten habe?“

Eine Ahnung, die ihn zugleich beglückte und beängstigte, regte sich in Hartwig's Herzen. „Wie hätte ich dazu kommen sollen, Komtesse, nach einer anderen Erklärung zu suchen, als sie mir von Ihnen gegeben wurde!“

„D, ich glaube gar, Sie werden mir auch noch aus der kleinen Nothlüge einen Vorwurf machen wollen! Als wenn mir Papa seine Erlaubniß gegeben haben würde, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte! Wollte er doch nicht einmal dulden, daß ich der kranken Christiane etwas Geld und einige Stärkungsmittel schickte! Da muß ich wohl meine Zuflucht zur Heimlichkeit nehmen; aber ich hoffe, die Sünde wird mir nicht allzu hoch angerechnet werden.“

Hartwig athmete schnell. Er mußte sich Gewalt anthun, um nicht vor ihr in die Kniee zu sinken und ihre Hände mit seinen heißen Küßchen zu bedecken.

„Und es wäre also wirklich Ihre Absicht, sich selbst zu den beiden Mädchen zu begeben?“ fragte er nach kurzem Schweigen. „Sie wollen ihnen jene Fee der Barmherzigkeit sein, nach deren Erscheinen sie sich in ihrem Jammer sehnen?“

„Ich will es wenigstens versuchen,“ erwiderte sie leise. „Was Sie mir da vorgestern im Garten sagten, ist mir nicht mehr aus dem Sinn gegangen, und mit jeder Stunde habe ich es besser gelernt, einzusehen, wie herzlos und wie kindisch zugleich damals meine Antwort gewesen. Aber Sie müssen nun auch ein wenig Rücksicht mit mir haben, wenn ich nicht sogleich im Stande bin, alle Ihre Erwartungen zu erfüllen. Und Sie werden mich begleiten, nicht wahr? Es ist ja das erste Mal, daß ich einen solchen Gang unternehme.“

„Sie beschämen mich tiefer, als Sie es ahnen können, Komtesse,“ rief er mit vergeblichem Bemühen, seiner Stimme ihren gewohnten, festen Klang zu geben, „und ich mache mir bittere Vorwürfe, Ihre Gedanken in diese Richtung gelenkt zu haben. Ich bitte Sie —“

Aber Komtesse Edith fiel ihm mit großer Entschiedenheit in's Wort. „Nein, bitten Sie mich um nichts, das ich Ihnen abschlagen müßte! Mein Entschluß ist felsenfest. Wenn Sie mich wirklich nicht begleiten wollen, so gehe ich allein.“

Er erkannte, daß es zwecklos sein würde, einen weiteren Widerspruch zu erheben, und er führte sie darum aus dem Parke hinaus in das freie, abendlich dunkelnde Feld.

„Wohl, Komtesse, ich füge mich Ihrem Willen; aber Sie müssen mir gestatten, daß ich morgen dem Herrn Grafen von diesem unserem Gange Mittheilung mache und daß ich ihm gegenüber die volle Verantwortung für ihn übernehme.“

„O, dessen wird es gar nicht bedürfen! Ist es erst einmal geschehen, will ich's schon selber dem Papa bekennen, und es wäre das erste Mal, daß er mir nicht eine meiner eigenmächtigen Handlungen lächelnd vergäbe.“

In dem Vorgefühl, daß die nächsten Viertelstunden ihnen Ernstes und Bedeutames bringen würden, gingen sie schweigend durch den duffigen Sommerabend dahin. In tiefer Ruhe und Verlassenheit lag nach kurzer Wanderung Krampe's Häuschen vor ihren Blicken. Nur aus einem der winzigen, vielfach mit Papier ausgeflickten Fenster fiel ein schwacher Lichtschein. Eine im Innern angebrachte Gardine, die nach Hartwig's Ueberzeugung früher nicht vorhanden gewesen war, machte es unmöglich, durch das Fenster einen Einblick in das Innere der Behausung zu gewinnen. Auch die äußere Thür, die sonst schief und scheinbar unbeweglich in ihren Angeln gehangen, war heute in's Schloß gelegt. Doch genügte ein leichter Druck auf die Klinke, um sie zu öffnen, wobei der heisere, unangenehme Klang einer an der Decke angebrachten rostigen Glocke das Haus durchschristelte.

Als er mit seiner Begleiterin den schmalen, halbdunkeln Gang betrat, welcher die beiden einzigen Räume der Wohnung von einander trennte, fühlte er doch ein leichtes Zittern der feinen Hand, die sich jetzt fester auf seinen Arm stützte. Aber diese Anwandlung eines nur zu natürlichen Bangens ging rasch vorüber; denn als nun aus der Thür zur Linken Johanna Krampe heraustrat, eine qualmende Petroleumlampe in der Hand, da war schon wieder der frühere, verklärte Ausdruck tief innerlicher Ruhe und Heiterkeit auf Edith's schönem Gesicht.

„Guten Abend, Johanna!“ sagte sie, ihren

Arm aus demjenigen Hartwig's ziehend. „Der Herr Oberverwalter hat mich auf meine Bitte hierher geführt, weil ich den Wunsch hatte, mich selbst nach dem Befinden Ihrer Schwester zu erkundigen. Sie ist wieder kränker geworden, wie ich mit herzlichem Bedauern gehört habe; aber ich hoffe doch, daß es möglich ist, sie zu sehen.“

Während dieser mit ungekünstelter und herzgewinnender Freundlichkeit gesprochenen Anrede stand Johanna unbeweglich vor der Thür, die sie beim Heraustrreten rasch hinter sich gezogen hatte. Das Haar hing ihr aufgelöst um die Schultern, als sei sie bereits im Begriff gewesen, sich zur Ruhe zu begeben, und sie warf es nun mit einer lässigen Handbewegung in den Nacken zurück. Auf ihrem Gesicht war weder Freude noch Ueberraschung, sondern viel eher ein Schatten des Verdrußes über die unerwartete Störung wahrzunehmen, und wie Verdruß oder verbissener Groll klang es auch aus ihrer Stimme, als sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, langsam erwiderte: „Warum sollten Sie sie nicht sehen können? Wir haben hier keine Geheimnisse. Aber Sie werden es etwas unordentlich bei uns finden.“

„Ich werde mich nicht allzu eifrig umsehen, Johanna! Mein Besuch gilt ja nur der Kranken.“

Das höhnische, trohige Lächeln, das sie so sehr entstellte, trat wieder auf das Gesicht der ehemaligen Magd.

„Wirklich? Und auch der Herr Oberverwalter ist nur der Christine wegen mitgekommen? Er möchte nicht vielleicht bei der Gelegenheit noch einmal nach unserem Vater umschauen? Es wäre ja doch noch möglich, daß wir ihn in einem Kochtopfe versteckt hielten.“

„Sie vergelten durch Ihr unpassendes Benehmen die große Güte sehr schlecht, welche Ihnen die Komtesse Westenhagen da erweist,“ sagte Hartwig streng. „Gerade der Umstand, daß Sie mich hartnäckig für einen Spion halten, könnte den Verdacht erwecken, daß Sie wirklich etwas zu verbergen haben.“

Johanna warf ihm einen bösen Blick zu; aber statt zu antworten, stieß sie die Thür des Zimmers auf und trat zur Seite, um den beiden Besuchern den Eingang frei zu geben. Arglos wollte Edith die Schwelle überschreiten; Hartwig aber legte seine Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück.

„Diesmal müssen Sie gegen Sitte und Herkommen mir selbst den Vortritt lassen, Komtesse,“ sagte er. „Ich werde Ihnen später mittheilen, aus welchen Gründen.“

Aber wenn er vermuthet hatte, in dem Stübchen auf etwas Verdächtiges zu stoßen, so sah er sich getäuscht. Da war Alles genau so, wie bei seinem letzten Besuche. Nur das Bett, in welchem die arme Kranke lag, schien ihm diesmal auf einer anderen Stelle zu stehen.

In der schlechten Beleuchtung durch die qualmende Lampe sah Christine noch viel elender und verfallener aus, als im hellen Licht des Tages; aber sie zwang ihre hageren, verhärmten Züge doch zu einem matten Lächeln, als die schöne junge Grafentochter auf sie zutrat, und indem sie die dargebotene Rechte derselben beinahe zärtlich zwischen ihre schmalen Händchen nahm, sagte sie voll Dankbarkeit: „Wie gut sind Sie, Komtesse Edith, wie gut!“

Wenn Johanna's trohige Art die junge Aristokratin ein wenig einschüchtert hatte, so gab ihr dieser Empfang doch sogleich die rechte Stimmung wieder. Sie setzte sich an das Bett und sprach zu ihr in ihrer einfachen, herzgewinnenden Weise. Hartwig hatte sich ein wenig zurückgezogen, um sie nicht zu stören, und Johanna stand mit zusammengepreßten Lippen und düster gefurchter Stirne neben dem Fenster.

Aber als Edith nun auch an sie das Wort richten wollte, wandte sie sich rasch ab und ging zur Thür.

„Komtesse müssen mich jetzt entschuldigen,“ sagte sie und ging hinaus; nach ihrer Entfernung aber richtete sich Christine in die Höhe und winkte Hartwig mit den Augen, ebenfalls nahe zu ihr heranzutreten. Als sie nun gleichzeitig Hartwig's Hand und diejenige der Komtesse festhalten konnte, nahm ihr leidendes Gesichtchen fast wieder jenen fröhlichen Ausdruck an, den es getragen, als sie zum ersten Male mit dem Oberverwalter von Rambow geplaudert.

„Sie müssen sich ganz zu mir herabneigen, wenn Sie mich verstehen wollen,“ flüsterte sie, „denn ich darf nicht laut sprechen, damit mich Niemand hört.“

„Aber es ist außer uns ja Niemand da, als Ihre Schwester Johanna,“ sagte Edith unbefangen, „und vor ihr brauchen Sie doch wohl keine Geheimnisse zu haben, liebe Christine.“

Doch mit Nachdruck wiederholte die Kranke ihre Bitte, und die Beiden neigten ihre Häupter über das Lager des armen verkrüppelten Mädchens, so daß Hartwig leicht wie einen schmeichelnden Hauch die Berührung der widerspenstigen feidigen Locken fühlte, welche auf die Stirn der Komtesse fielen.

„Noch einmal lassen Sie mich Ihnen danken,“ flüsterte Christine leise, „recht von ganzem Herzen danken für die große Freude, die Sie mir durch Ihren Besuch bereitet haben. Aber Sie dürfen nicht wiederkommen! Hören Sie, Komtesse? Sie dürfen niemals wiederkommen!“

„Warum wollen Sie mir das verbieten, wenn Ihnen mein Besuch wirklich einen kleinen Trost gewährt?“ fragte Edith verwundert. „Ich hoffe vielmehr, noch manches Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern, bis Sie wieder aufstehen können.“

Die Kranke bewegte verneinend den Kopf, aber es glitt kaum ein leichter, wehmüthiger Schatten über ihre Züge, als sie erwiderte: „Ich werde nicht wieder aufstehen. Und es ist auch am besten so — ich bin nicht sehr traurig darüber. Aber wenn Sie mir nicht Sorge und Angst bereiten wollen, so müssen Sie mir feierlich versprechen, Komtesse, daß Sie nicht mehr hierher kommen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Martellothürme an der englischen Küste.

(Mit Bild auf Seite 217.)

Als Napoleon I. 1804 eine Landung in England plante, führten die Engländer an der dem französischen Kriegshafen Boulogne gegenüberliegenden Küste des Kanals eine große Anzahl fester Thürme nach Art der einst von Karl V. gegen die Seeräuber errichteten Martellos auf, die davon den Namen Martellothürme erhielten. Es sind bombensichere Thürme mit zwei gewölbten Stockwerken und einer Plattform für eine bis drei Kanonen, die damals zur Küstenverteidigung und Vereitelung einer feindlichen Landung ausreichten, heutzutage aber von den Panzerschiffen aus binnen einer halben Stunde in Trümmer zu schießen wären. Sie haben daher als Verteidigungsmittel keinen Werth mehr und dienen nur noch als Wachtthürme gegen die Schmuggler. Unser Bild auf S. 217 zeigt einen Theil der flachen, mit Martellothürmen besetzten Küste an der Bevensey Bai nicht weit von Hastings.

Rettenbälle und -Rähne in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 220.)

Zu schneller Hilfeleistung bei Unglücksfällen find an den meisten Berliner Brücken sogenannte Rettenbälle angebracht. Es sind das grobe, rothbelegte und mit Kork gefüllte Bälle, die mit einer langen Leine versehen an der Brückenbrüstung hängen und durch ihre bedeutende Schwimmfähigkeit einen Ertrinkenden längere Zeit über Wasser halten können.

Ein Flechtwerk von Striden umgibt den Ball und ermöglicht ein leichtes Erfassen desselben. Jeder Passant ist im Stande und berechtigt, den Ball im Nothfalle zu lösen und dem Veringlückten zuzuworfen. Außerdem befindet sich nahe bei der Brücke auf dem Wasser ein leicht zugänglicher, nur lose besetzter, mit zwei Rudern und einem Rettungshaken ausgerüsteter Kahn. Unser Bild auf S. 220 bringt die Benützung der Rettungsbälle und -Rähne zur Anschauung.

Bu schwer.

(Mit Bild auf Seite 221.)

Von den beiden Frauen, die M. Feuerstein auf seinem von uns auf S. 221 wiedergegebenen Gemälde an einem Ziehbrunnen zusammenführt, hat die eine ihr kleines Mädchen mitgebracht, das sich schon eifrig bemüht, der Mutter zur Hand zu gehen. So möchte sie jetzt auch der Mutter den schweren, mit Wasser gefüllten Kübel tragen helfen. Aber o weh, die Last ist vorderhand doch noch gar zu schwer und will sich nicht einmal um eines Fingers Breite vom Boden heben lassen. Den Verdruß darüber seitens der Kleinen, die sicherlich einmal ein tüchtiges Hausmütterchen werden wird, hat der Maler besonders gut zur Darstellung gebracht.

Der Sonntags-Gentleman.

Historische Erzählung von Felix Litta.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Sonntagmorgen im September des Jahres 1692. Der Klang der Kirchenglocken tönte durch die stille Luft und rief die frommen Leute in Bristol zum Frühgottesdienst.

In einer Gasse hinter der Kataklyfikirche wohnte bei dem ehrsamem, streng puritanisch gesinnten Klempler, Zingießer und Dachdecker William Watts ein Geschäftsmann aus London. Er hatte als Strumpfwarenhändler Bankrott gemacht und sich nach Bristol geflüchtet, wo aber auch, auf Antrag seiner Gläubiger, die Gerichtsdienerei beauftragt waren, ihn zu verfolgen, um ihn in Schuldhaft zu bringen. So sah er sich also gezwungen, an den sechs Wochentagen in seinem verschlossenen Zimmer zu bleiben, denn nach dem Gesetz durfte kein Gerichtsdienerei eine verschlossene Thür gewaltfam aufsprengen oder durch einen Schlosser öffnen lassen, um einen Schuldner zu verhaften.

Der flüchtige Londoner Kaufmann war also die ganze Woche Gefangener im eigenen Zimmer, und nur Sonntags, wo in Schuldangelegenheiten überhaupt keine Verhaftung stattfinden durfte, erfreute er sich seiner Freiheit. Da also die guten Bristolier den ehemaligen Londoner Strumpfwarenhändler nur Sonntags im Freien zu sehen Gelegenheit hatten, so nannten sie ihn mit Beziehung darauf den „Sonntags-Gentleman“, und zwar ohne Spott, vielmehr mit einer gewissen Hochachtung.

Sein Aeußeres war stattlich, männlich-schön, sein Auftreten ein würdevolles und weltgewandtes; er zeigte sich Sonntags stets in gewählter und feiner Kleidung mit einem Degen an der Seite, denn er war auch einmal Kriegermann gewesen und hatte für seine politische Ueberzeugung ebenso tapfer gekämpft mit dem Schwerte, wie als Schriftsteller mit der Feder. Dieser merkwürdige und vielseitige Mann, damals einige dreißig Jahre alt, hieß Daniel Desoe.

Die Morgensonne schien durch das einzige Fenster mit den in Blei gefaßten kleinen Scheiben freundlich in sein Stübchen, in welchem er auf und nieder schritt, nachsinnend über einen passenden Titel für seine neueste Schrift, welche seine Ansichten über Volkswirtschaft enthielt. Das Manuskript lag auf dem Schreibtisch.

Da wurde leise an seine, an diesem Sonntage unverschlossene Thür geklopft, und herein

kam Lettice, die Tochter seines Hauswirths, eine schöne junge Blondine, welche dem Miether das Frühstück brachte.

Sie sah kummervoll aus und hatte verweinte Augen. Defoe bemerkte das zuerst gar nicht, denn er war zu vertieft in seine literarischen Angelegenheiten. Erst als sie leise und mit gepreßter Stimme sagte: „Guten Morgen, Mr. Defoe!“ da schaute er sie aufmerksam an und fragte:

„Ei, was fehlt Euch denn, meine gute Lettice?“

„Ach, Sir!“ flüsterte sie. „Mein Vater hat mich ausgezankt wegen Jocelyn.“

„Aha, Liebesleid! Will sich denn der

Vater noch immer nicht geben? Er hat mir doch selbst gesagt, daß Jocelyn Davis sein bester Gefelle sei.“

„Das ist er, aber er ist arm, und deshalb will mein Vater nicht, daß wir uns heirathen, obgleich wir uns doch so sehr lieben. Da ist hingegen der Luke Murphy, meines Vaters zweiter Gefelle, der ist auch in mich verliebt. Das Unglück ist nun, er besitzt Vermögen; deshalb meint mein Vater, daß er der rechte Mann für mich sein würde. Ich aber liebe Jocelyn und halte gute für keinen guten Menschen. Ich will ihn nicht!“

Defoe sagte etwas zerstreut: „Ihr habt gewiß nicht Unrecht, gute Lettice, Euch gegen

einen Heirathsplan aufzulehnen, der Euch so äußerst mißfällt. Das Menschenherz hat seine ewigen Rechte, die man nicht kränken soll.“

Sie sah ihn flehend an und lispelte: „Ach, guter Sir, wenn Ihr doch helfen wolltet!“

„Ich? Was könnte ich wohl dabei thun?“

„Ich meine, Ihr könntet mit meinem Vater sprechen, Mr. Defoe. Er hegt ja so große Achtung für Euch, und Ihr versteht es so gut, zu disputiren und die besten Gründe vorzubringen.“

Defoe empfand ein menschliches Rühren und sprach: „Liebe Lettice, es ist freilich immer eine mißliche Sache, sich in anderer Leute Familienangelegenheiten zu mischen; doch will ich gerne Eure Bitte erfüllen.“



Rettungsbälle und -Kähne in Berlin. (S. 219)

Sichtlich erleichtert bedankte das junge Mädchen sich herzlich und eilte dann aus dem Zimmer.

Defoe frühstückte schnell, zog seinen Staatsrock an, nahm den Hut, stieg die Treppe hinunter und holte seinen Hauswirth ab, um mit ihm in die Dissenterkapelle zu gehen.

William Watts war ein kleiner magerer Puritaner von der besten Sorte, wenn auch von etwas eigenwilligem Wesen.

Als die Beiden die Straße entlang gingen, fragte er: „Nun, Sir, wie weit seid Ihr mit der neuen Schrift, die Ihr ausarbeitet?“

„Heute habe ich sie beendigt,“ versetzte Defoe. „Das freut mich. Ich werde die Schrift lesen, sobald sie im Druck herausgekommen ist. Ich bin sicher, es wird eines von den Büchern sein, aus denen man Gutes lernen kann.“

„Ihr könnt unter Anderem daraus lernen, bester Freund, daß fleißige Hände, ein anschlüssiger Kopf und ein redliches Herz besser sind, als ein Beutel voll Geld, den Einer mit auf den Lebensweg erhält.“

„Ihr scheint mir das mit einer gewissen Beziehung zu sagen, werther Sir.“

„Ja, lieber Meister. Eure kleine Lettice hat mir heute früh ihr großes Herzeleid geklagt. Wenn ich Euch einen Rath geben darf, so höret auf meine Warnung: macht Eure Tochter nicht unglücklich dadurch, daß Ihr sie zu einer Heirath mit einem Menschen zwingt, den sie verabscheut.“

Der Zinngießer brummte: „Ich glaube, daß sie ihn nur deshalb nicht leiden mag, weil sie bis über die Ohren in den Anderen, den Jocelyn nämlich, vernarrt ist.“

„Es wäre das ja auch nur natürlich! Angenommen, Meister Watts, Jocelyn Davis hätte das Geld, welches Luke Murphy zu besitzen in der angenehmen Lage ist, würde er Euch dann wohl als Schwiegerohn genehm sein?“

„Ohne allen Zweifel! Er ist ein braver Mensch, ein geschickter Arbeiter, zuverlässig in jeder Hinsicht, aber leider so arm wie eine Kirchenmaus. Seine Mutter ist Wäscherin und eine arme Wittwe, auch hat er mehrere Geschwister, noch unversorgt, die er unterstützt.“

„Alles dies gereicht ja in höchstem Grade zu seinem Lobe, Meister. Es ist also nur die leidige Geldfrage, welche hier wieder die Hauptrolle spielt, um, wie schon so oft, das Lebensglück zweier Menschen zu untergraben.“

Und nun begann Defoe mit beredtem Munde die Sache der Liebenden zu führen.



Zu schwer. Nach einem Gemälde von M. Feuerstein. (S. 219)

Der Zinngießer und Dachdecker brummte vor sich hin oder nickte zuweilen billigend mit dem Kopfe. Endlich bequeme er sich zu der Aeußerung, daß sein kluger Freund doch wohl Recht haben möge.

„Nun, so nehmt Gurer kleinen Lettice noch heute die schwere Sorge vom Herzen,“ sagte Defoe.

„Hm, ich will's während der Kirchzeit reiflich überlegen, was da zu thun ist,“ sprach der Puritaner.

Die bessere Einsicht hatte bei ihm gesiegt; als er nach dem Gottesdienste mit Defoe den Heimweg antrat, war er entschlossen, den Rath des Freundes zu befolgen.

Ueber Lische sagte er zu seiner Tochter: „Da Dir Luke Murphy durchaus nicht recht ist, so mag er denn anderswo sich eine Frau suchen. Ich will's ihm nachher gleich mittheilen, daß er jede Hoffnung aufgeben möge. Was aber den Jocelyn anbelangt, so wollen wir's lieber noch ein Weilchen anstehen lassen. Auch seid ihr ja Beide noch jung genug, um etwas warten zu können.“

Durch die Erklärung ihres Vaters wurde Lettice von schwerer Sorge erlöst und mit freudiger Hoffnung für die Zukunft erfüllt. Sie dankte ihm mit glückstrahlenden Augen und gerührtem Herzen.

Nach einer Stunde war diese Entscheidung des Meisters sämmtlichen Hausgenossen bekannt. Jocelyn Davis vernahm sie mit Entzücken, Luke Murphy mit verbissenem Ingrimm, erbleichend vor innerer Wuth; jetzt, wo ihm alle Hoffnung plötzlich genommen wurde, erfüllten finstere Nachgedanken sein Hirn.

Gegen Abend kehrte Defoe von einem Spaziergang, den er bis nach einem benachbarten Wäldchen ausgebehnt hatte, in die Stadt zurück. Als er durch die Bischofsstraße ging, rief Jemand: „Mr. Defoe!“

Er wandte sich um und erblickte einen Mann in der Kleidung eines Gerichtsdieners.

„Ah, mein Lieber,“ sagte Defoe, „ich dente doch nicht, daß Ihr mich mit Eurem Stabe berühren werdet! Ihr wißt, daß heute Sonntag ist, an welchem einem armen Schuldner frei umherzugehen erlaubt ist.“

„Ein Wort im Vertrauen, Sir!“ flüsterte der Mann.

„Nun, was habt Ihr mir denn mitzutheilen?“

„Ich will Euch warnen.“

„Ihr? Seltzam! Was bewegt Euch dazu?“

„Ich bin selbst Dissenter und gehöre zur selben politischen Partei, für welche Ihr ein so redlicher Vorkämpfer seid. Ich zolle Euch die höchste Achtung und Bewunderung, Mr. Defoe. Nehmt Euch in Acht. Man wird morgen oder übermorgen den Versuch machen, Euch in Gurer Miethswohnung bei Watts zu verhaften.“

„Ei, ich habe gute Vorsichtsmaßregeln getroffen.“

„Ich weiß es. Aber man kennt jetzt das Anklopffignal, welches Ihr mit der Familie Watts vereinbart habt. Ein gewisser Luke Murphy hat uns heute Nachmittag das Geheimniß verrathen. Ihr wißt wohl, wenn Ihr auf das Anklopfen vertrauensvoll Eure Thür öffnet, und Ihr seht Euch einem Gerichtsdiener gegenüber, der Euch mit seinem Stabe berührt und Euch für verhaftet erklärt, so müßt Ihr ihm unweigerlich folgen. Also seid auf Gurer Hut!“

„Ha, ich begreife den Zusammenhang!“ murmelte Defoe. „Der Bursche haßt mich wegen der Geschichte mit Lettice und sucht sich zu rächen.“ Dann wandte er sich an den Gerichtsdiener: „Dank für die freundliche Warnung, mein Braver!“

Als Defoe nach Hause kam, wollte er noch über die Sache mit dem Zinngießer sprechen. Aber dieser war ausgegangen. So verschob er es denn bis zum folgenden Tag.

2.

Zu jener Zeit wurden Reparaturen an der alten Kathedrale in Bristol vorgenommen. Unter den Handwerksmeistern, die mit ihren Gesellen dabei beschäftigt waren, befand sich auch William Watts, dem die Ausbesserung des mit Bleiplatten belegten Daches und der Dachrinnen übertragen worden war.

An einer Stelle, wo in sehr bedeutender Höhe die schadhafte Rinne ein sogenanntes Knie bildete, war dieselbe von unten durch zusammengebundene Leitern nicht gut zu erreichen. Ein besonderes Gerüst deshalb zu erbauen, hätte aber zu große Kosten verursacht. Man beschloß also, aus einer Dachöffnung über der Stelle ein an zwei starken Lauen befestigtes Hängegerüst niederzulassen, auf welchem Jocelyn Davis stehen konnte, um den Schaden auszubessern.

Es war um die Mittagszeit. Der Geselle Davis stand auf dem schwebenden Hängegerüst neben seinem kleinen tragbaren Löthofen mit den glühenden Holzstohlen, worauf ein Tiegel mit der flüssigen Löthmasse — einer Mischung von geschmolzenem Blei, Zinn und Wismuth — sich befand.

Als es Zwölf schlug, und die Arbeiter zum Mittagessen gehen wollten, neigte Einer sich über den Rand des Daches — die Entfernung von da bis zum Hängegerüst betrug etwa vierzehn Fuß — und fragte: „Davis, sollen wir Dich heraufziehen?“

„Nein,“ antwortete der Geselle. „Es ist zu umständlich des Löthofens wegen. Ich bleibe bei der Arbeit, bis ich damit fertig bin, was nach einer guten Stunde der Fall sein wird.“

Die anderen Arbeiter gingen darauf zum Essen, und Jo.elyn blieb da oben zurück. Nach einer kleinen Weile warf er einen Blick in die Tiefe unter sich. Die angrenzenden Straßen, soweit er sie überschauen konnte, waren, wie gewöhnlich um die Mittagszeit, ganz menschenleer. Dann bekümmerte er sich emsig wieder um seine Arbeit. Mit der rechten Hand nahm er den Löthkolben aus dem Tiegel. Im selben Augenblick hörte er vom Dache her ein seltsames raspelndes Geräusch, als ob ein Gegenstand langsam durchgefäht würde. War denn doch noch Jemand auf dem Dache geblieben?

„Heda!“ rief er. „Wer ist da oben?“

Keine Antwort. Aber das raspelnde Geräusch blieb noch immer vernehmlich. Und jetzt erhielt das Tau an der rechten Seite des Hängegerüsts einen plötzlichen Ruck — es schien sich zu drehen.

„Zum Teufel!“ schrie Jocelyn, „wer ist da oben bei dem Tau? Gebt wohl Acht, daß kein Unglück geschieht!“

Eine Ahnung furchtbaren Unheils überkam ihn. Mit der linken Hand ergriff er instinktmäßig das zweite Tau und hielt sich daran fest. Und das war sein Glück und seine Rettung. Denn im selben Moment zerriß das andere, der Löthofen mit dem Tiegel stürzte krachend in die Tiefe.

Am zweiten Tau, das sich glücklicherweise als stark und fest genug erwies, blieb das leichte Gerüst hängen und schwankte hin und her. Mit kühnem Schwunge gewann Jocelyn einen sicheren Halt darauf. Den Löthkolben hielt er noch in der rechten Hand.

Da neigte sich ein bleicher Kopf mit funkelnden Augen spähend über den Dachrand. Es war Luke Murphy. Als er sah, daß das Gerüst mit dem linken Seitentheile noch an dem zweiten Tau festhing und sein Opfer, sich an das rettende Seil klammernd, sicher darauf

stand, also nicht zerschmettert da unten auf dem Straßenpflaster lag, da stieß er einen heiseren Wuthschrei aus.

Jocelyn blickte aufwärts. „Schuft!“ schrie er. „Mörder!“

„Du sollst schon noch hinunter!“ zischte Luke, und mit seinem scharfem Messer in der Hand machte er drei Schritte am Dachrand entlang nach der Stelle hin, wo das zweite Tau befestigt war, in der Absicht, dasselbe ebenfalls zu durchsägen. Es sollte nämlich nach seinem reiflich überlegten Plane den Anschein haben, als hätte dies Tau sich an der scharfen Kante des Dachrandes durchgeschnitten und wäre auf solche Weise zerrissen.

Er bückte sich mit dem Messer in der Hand und wollte sich ohne Verzug an's Werk machen. Da schleuderte Jocelyn mit der Kraft der Verzweiflung den schweren kupfernen, am unteren Ende glühend heißen Löthkolben dem Todfeinde an den Kopf und traf dessen rechtes Auge.

Luke Murphy stieß ein Schmerzensgebrüll aus, ließ das Messer fallen und fuhr mit den Händen nach seinem Auge. Von dem furchtbaren Schmerze fast der Besinnung beraubt, taumelte er auf dem Dachrande hin und her, trat fehl und stürzte in die Tiefe auf einen Haufen Ziegelsteine.

Jocelyn Davis aber, furchtlos und in allen Leibesübungen gewandt, kletterte vorsichtig am Tau aufwärts und schwang sich mit einiger Anstrengung auf den Dachrand.

Dort setzte er sich hin, um sich etwas zu erholen, denn nach der überstandenen Gefahr überfiel ihn ein heftiges Nervenzittern. Aber dieser Anfall verschwand schon nach einigen Minuten. Er stieg die Leitern und Treppen hinunter und begab sich auf den freien Platz bei der Kirche.

Hier waren unterdeß Leute zur Stelle gekommen und immer mehr eilten aus den benachbarten Häusern und Straßen herbei. Man zeigte aufwärts nach dem hängenden Gerüst, von dessen nach unten gerichteten Seitentheile ein Ende des zerrissenen einen Laues herabhing; man betrachtete auch den zerbrochenen Löthofen und die glühenden Kohlen, welche dabei umherlagen. Die meisten Neugierigen aber drängten sich um den schrecklich entstellten Leichnam Luke Murphy's.

Anfangs glaubte man, daß dieser die Arbeit auf dem Hängegerüst verrichtet habe und daß er verunglückt sei. Doch nun kam Jocelyn dazu und erzählte den wahren Zusammenhang der Begebenheit.

Er ging dann mit Meister Watts nach Hause, um zu essen und sich mit einem anderen Löthofen zu versehen, da der zerbrochene nicht mehr gebraucht werden konnte. Unterdessen sollten die anderen Arbeiter das Hängegerüst wieder in Ordnung bringen.

Wie erbebte Lettice, als sie erfuhr, in welcher Gefahr ihr Auserwählter geschwebt hatte! Und wie freute sie sich über seine Rettung!

„Und mit solchem Schuft, dem Murphy, wolltest Du mich verheirathen!“ sagte sie mit leisem Vorwurf zu ihrem Vater.

„Ei,“ versetzte der alte Puritaner, „hätte ich gewußt, was ich nun von Murphy weiß, so würde ich ihm lieber den Hals umgedreht haben, als auf seine Werbung um Deine Hand zu hören.“

Jocelyn und sein Meister gingen dann wieder nach der Arbeitsstätte. Der junge Mann suchte nach seinem Tiegel, den er auf einem Sandhaufen auch fand, aber von der Löthmischung, die darin gewesen war, entdeckte er zunächst keine Spur. Diefelbe mußte bei dem Niederfallen aus dem Tiegel geflossen sein.

Nach längerem Suchen gerieth er auf den Einfall, in dem großen Wasserfaße, das unter der Dachrinne stand, nachzusehen. Er ließ

also das Wasser auslaufen und entdeckte auf dem Boden des Fasses eine Menge kleiner, ganz regelmäßig geformter glänzender Metallkugeln von Erbsengröße.

„Seht, Meister, das ist doch sonderbar!“ sagte er staunend.

„Ist das Deine Löhnmischung, Jocelyn?“

„Es kann nichts Anderes sein.“

„Das ist freilich kurios! Ich werde diese Kugeln einmal mit nach Hause nehmen und sie meinem gelehrten Miethsmann zeigen, der vielleicht zu erklären vermag, wie diese seltsame Verwandlung hat geschehen können.“

Gesagt, gethan. William Watts begab sich nach Hause, stieg die Treppe hinauf und klopfte auf die verabredete geheimnißvolle Art an Defoe's Thüre.

Zu seinem Erstaunen wurde ihm nicht so gleich geöffnet, wie doch sonst immer, sondern erst, nachdem sich Defoe über die Person des Anklopfenden vergewissert hatte.

„Mein guter Sir, Ihr seid ja heute außer-gewöhnlich vorsichtig,“ sagte der Ankömmling erstaunt.

„Ich habe dazu alle Ursache,“ versetzte Defoe. „Ich wollte schon gestern Abend mit Euch darüber sprechen, traf Euch aber nicht in Eurer Wohnung. Euer Geselle Luke Murphy hat nämlich aus Rache wegen meiner Einmischung in die Angelegenheit mit Lettice unser Anklopfsignal verrathen.“

„Der nichtswürdige Bursche!“ rief Watts. „Nun, er hat seinen Lohn dahin. Er ist sozusagen in die Grube gefallen, welche er einem Anderen graben wollte.“

Er erzählte, was vorgegangen war. Dann sagte er, eine Handvoll kleiner Metallkugeln aus der Tasche ziehend und vorzeigend: „Ist was das Wertwürdigste bei dieser Geschichte, und die Löhnmischung meines Gesellen ist in ein Wasserfaß gefallen und hat sich sonderbarerweise in solche Kugeln verwandelt. Seht doch, Sir! Könnt Ihr, der Ihr ein so großer Gelehrter seid, mir wohl erklären, wie das zugegangen ist?“

Defoe nahm einige der Kugeln in die Hand und prüfte sie.

„Die Natur ist immer die größte Meisterin,“ sprach er. „Keine Maschine, keine geschickte Menschenhand hätte diese Arbeit so gut verrichten können. Die geschmolzene Metallmischung ist also aus bedeutender Höhe niedergefallen?“

„Aus einer Höhe von etwa neunzig Fuß.“

„Dann ist mit dem flüssigen, aber unterwegs allmählig erstarrenden Metall dasselbe vorgegangen, wie mit Wassertropfen aus hohen Regenwolken, die, durch eine eiskalte Luftschicht niederstürzend, sich in vollkommen runde Hagelschlossen verwandeln.“

„Ja, Sir; Ihr habt wohl Recht; so muß es wirklich sein.“

Defoe sah den Zinngießer an und sprach: „Diese Erfindung oder vielmehr diese Entdeckung scheint mir von sehr erheblicher Wichtigkeit für die englische Industrie zu sein. Keine Fabrik vermag mit Hilfe der sinnreichsten Maschinen auf künstlichem Wege Schrot für Jagdkinten so gut und gleichförmig herzustellen, wie diese Kugeln sind.“

„Also man müßte —“

„Man müßte ‚Schrotthürme‘ errichten, um auf solche Weise durch geeignete Siebvorrichtungen geschmolzenes Blei in ein unten angebrachtes Wasserbecken fallen zu lassen. Die beste Munition für Jagdzwecke ließe sich auf einfachste Art in jeder beliebigen Größe und Qualität so erzielen.“

„Ha!“ schrie Watts begeistert, „das ist eine äußerst glückliche Idee! Man könnte in wenigen Jahren reich werden durch diese Erfindung!“

„Davon bin ich auch überzeugt. Also nehmt vorsorglich ein Patent darauf. Ich will Euch dabei gern behilflich sein.“

„Ich bitte darum, Sir! Ihr versteht Euch ja so gut auf solche Geschäfte. Und dann erlaubt mir, lieber Freund und Gesinnungsgenosse, daß ich Euch bei dem Nutzen theilhabe.“

„Das nehme ich mit Dank an. Aber vergesst auch Euren wackeren Gesellen nicht, den braven Jocelyn Davis. Er ist doch sozusagen der eigentliche Urheber der wichtigen Erfindung. Nun macht ihn zu Eurem Theilhaber und verheirathet ihn mit seiner geliebten Lettice.“

Watts sagte in seinem Entzücken zu Allem Ja.

Nach am selben Tage setzte er seine Tochter und deren Geliebten davon in Kenntniß, daß ihre Herzenswünsche nun in Erfüllung gehen sollten.

William Watts erhielt das Patent auf die neue Erfindung. Der geschäftskundige Defoe war ihm dabei behilflich und brachte ihn auch mit Kapitalisten in Verbindung.

Der erste „Schrotthurm“ wurde in Bristol errichtet. Das neue Fabrikat fand verdienstermaßen den größten Beifall in England, in ganz Europa, auch in Amerika und Asien.

Watts und sein Schwiegersohn, Jocelyn Davis, der mit der schönen Lettice in glücklichster Ehe lebte, erwarben großen Reichthum durch ihre Erfindung.

Erst im Jahre 1732 wurde das Patent für eine ungeheure Summe Geldes an die Fabrikanten Walters, Malkby & Comp. verkauft, und diese Herren errichteten Schrotthürme in London, Chester und Newcastle.

Daniel Defoe gerieth durch seinen Antheil an der Erfindung in die günstige Lage, mit seinen Londoner Gläubigern ein Abkommen treffen zu können. Er begab sich wieder nach der Hauptstadt. Im Jahre 1719 verpfändete er seinen unsterblichen „Robinson Crusoe“, durch welche Geisteserschöpfung er sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Weltliteratur errang.

Ausgestopfte Menschen.

Skizze von Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Wenngleich sich das Gefühl dagegen sträubt, einen Menschen nach dessen Tode abzuhäuten, den gewonnenen „Balg“ zu präpariren und naturgetreu auszustopfen, so ist dies doch wiederholt geschehen. Der erste Sterbliche, dem dies passirte, war Angelo Soliman, eine in Wien stadtbekannt, durch die Freundschaft hoch- und höchstgestellter Männer ausgezeichnete Persönlichkeit. Als Sohn des Königs, von Pangsutland, eines den Geographen von heute unbekannt, weil längst verschwundenen, afrikanischen Staates, um's Jahr 1721 geboren und Mmadi Make genannt, wurde er gelegentlich eines Uebefalles seines Stammes von dessen Feinden in die Gefangenschaft fortgeschleppt, und kaum sieben Jahre alt, an einen arabischen Sklavenhändler verkauft, der ihn längere Zeit zum Hüten seiner Kameele verwendete, dann aber nach Messina auf Sizilien an eine sehr reiche Dame verhandelte, die sich mit dem Ankauf von Neger-skklaven zu dem Zwecke befaßte, um sie zum Christenthum zu bekehren. Unter ihren Sklaven befand sich auch eine kleine Negerin, die gleich Mmadi Make fürstlicher Abkunft war. Sie hieß Angelina und war in der That sanft wie ein Engel. Ihr Einfluß auf den aufbrausenden und eigenwilligen Mmadi Make war vom ersten Augenblicke zwar ein sehr großer, dennoch aber vermochte sie ihn nicht zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Erst als er auf dem Krankenbette lag, sprach er Angelina gegenüber den Wunsch aus, getauft zu werden und ihr zu Ehren den Namen Angelo annehmen zu dürfen. Diesem Ver-

langen wurde sofort willfahrt und Angelo überdies der Zuname Soliman gegeben, den er bis an sein Ende führte. Der junge Neger genas, und zeigte sich als ein so gut gearteter und intelligenter Mensch, daß sich der kaiserliche General Fürst Georg Christian von Lobkowitz, der damals Sizilien Namens Kaiser Karl's VI. besetzt hielt, in den „artigen Bagen“ förmlich verliebte und die Marquise so lange bat, bis sie ihm denselben überließ. Mit blutendem Herzen, erzählte Angelo nachmals der ihm befreundeten Wiener Dichterin Karoline Pichler, habe er das Haus seiner Gönnerin verlassen, denn er liebte Angelina. Es war ihm daher gerade recht, daß sich die kriegerischen Bewegungen in Italien wieder regten, und er als steter Begleiter des Fürsten Lobkowitz Gelegenheit fand, sich in das Schlachtgewühl zu stürzen. Er kämpfte mit wahren Heldennuthe und machte sich namentlich als Ordnonanzoffizier so verdient, daß ihm vom General Lasch der Befehl über eine Kompagnie angetragen wurde. Doch lehnte er diese Auszeichnung, als für einen Sklaven nicht passend, ab und nahm zum Lohne seiner militärischen Tugenden nur einen kostbaren türkischen Säbel an.

Sein höchstes Gut war die Freundschaft und Achtung des Fürsten Lobkowitz, dem er in Italien das Leben gerettet hatte. Seltsam genug, daß er hierfür bloß eine „Gratifikation“ und nicht, wie es doch richtig gewesen wäre, den Freibrief erhielt. Ueberhaupt scheint ihn der Fürst zeitweilig doch nur als „Sache“ betrachtet zu haben, denn als er im Jahre 1753 starb, vermachte er „seinen“ Angelo Soliman dem Fürsten Wenzel Liechtenstein. Dieser berühmte Kriegsmann hatte bereits einen so hohen Begriff von Menschenrecht, daß er es Angelo anheimstellte, zu ihm zu ziehen oder nicht. Soliman entschied sich kurz für's Kommen, machte im Gefolge Wenzel Liechtenstein's große Reisen und weilte anlässlich der Krönung Joseph's II. zum römischen Könige 1764 auch in Frankfurt a. M., wo er zumal durch sein großes Glück im Spiele der Held des Tages wurde. Er gewann nämlich bei einer der öffentlichen Pharaobanken an einem Tage 20,000 Gulden und, als er dem Gegner Revanche bot, aber 24,000 Gulden. Nun aber wußte Angelo auf seine Art seinen Partner, dem er nochmals Revanche geboten, den letzteren Betrag zurückgewinnen zu lassen, und erwarb sich dadurch die Achtung Aller, die dem Spiele zugehören hatten. Der Gegner aber vergoß Freudenthränen und pries laut den großmüthigen Mohren, welcher von da an nie wieder eine Karte berührte, sondern nur Schach spielte, in dem er es zur größten Meisterschaft brachte.

Soliman war von mittlerer Größe und sehr zart gebaut. Seine feingeschnittenen Gesichtszüge glichen mehr denen eines Europäers, als denen eines Negers. Ganz natürlich. Angelo war ein Sproßling des nicht der äthiopischen, sondern der kaukasischen Rasse angehörigen Gallastammes, der, wie auch mehrere Reisende der Neuzeit berichten, überraschend schöne Menschengestalten aufzuweisen hat.

Bei so bewandten Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß Angelo Soliman nicht nur in der damaligen Wiener Gesellschaft wie ein Ebenbürtiger verkehrte, sondern auch von Kaiser Joseph II. seines Umganges gewürdigt wurde. Wiederholt hing sich Maria Theresia's großer Sohn bei Spaziergängen an den Arm des Schwarzen und plauderte stundenlang mit dem weitgereisten, vielerfahrenen und klugen Manne. Bei solch' einer Gelegenheit mag es nun auch geschehen sein, daß Angelo Soliman dem Kaiser auf dessen Frage gestanden, er sei mit der „ehrfamen Wittib“ Frau v. Christiani, geborene Wellermann, heimlich vermählt. Als

Kaiser Joseph II. dann im Palaste Liechtenstein einmal auch Soliman's Frau zu sehen begehrte, wurde er zum Verräther des Geheimnisses, und Soliman verlor die Gunst des Fürsten.

Aus dessen Hause verwiesen, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück und widmete sich ganz der Erziehung seiner Tochter Josephine, einer geistvollen und hochgebildeten jungen Dame, welche später die Gattin des Hofrathes Freiherrn v. Feuchtersleben und 1806 Mutter des österreichischen Dichters Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, des Verfassers der „Diätetik der Seele“, wurde. Angelo Soliman war es indeß nicht mehr vergönnt, diesen seinen Enkel auf den Knien zu schaukeln. Am 21. November 1796 machte ein Schlagfluß seinem Leben auf offener Straße ein jähes Ende. Ganz Wien betrauerte ihn, und Kaiser Franz sprach

den Wunsch aus, diesen höchst merkwürdigen Menschen seinem eben gegründeten Naturalienkabinet einverleibt zu sehen. Die Familie des Verstorbenen fügte sich dem kaiserlichen Wunsche, und der Bildhauer Franz Christian Thaler, ein Tiroler, nahm nun von den Gesichtszügen, sowie von allen Gliedmaßen Soliman's Gypsabgüsse und schritt sodann an die Präparation, sowie an die Ausstopfung des Todten. Sein Werk gelang vollständig, und ganz Wien strömte herbei, um den in einem mit seidnen Vorhängen verhüllbaren Glasschranke aufgestellten ehrenwerthen Schwiegervater eines k. k. Hofrathes gebührend anzustauen. Dergleichen stand wirklich einzig da, und Ernst v. Feuchtersleben dürfte das einzige Menschenkind gewesen sein, das ein so naturgetreues Bildniß seines längst verstorbenen Großvaters zu Gesichte bekam.

Indeß war Angelo Soliman damals, als ihn sein Enkel bewundern durfte, nicht mehr der einzige ausgestopfte Mensch im Wiener Naturalienkabinet. Er hatte Gesellschaft bekommen. Zuerst, und zwar im Jahre 1798, wurde ihm ein etwa sechzehnjähriges Negermädchen zugesellt, welches auf Befehl der Königin Maria Karolina von Neapel ausgestopft und sodann ihrem Neffen, dem Kaiser Franz, zum Geschenke gemacht worden war. Und wieder zwei Jahre später wurde der als Thierwärter in der Schönbrunner Menagerie verstorbene Mulatte Michael Angiola von dem Venetianer Philipp Agnello präparirt und wohl ausgestopft, dem Naturalienkabinet einverleibt. Auf einem Kameele sitzend und eine zum Stoße erhobene Lanze mit beiden Händen haltend, nahm er sich zwar sehr gut, aber

Humoristisches.



Richtigstellung.

Richter: Sie sind des Diebstahls angeklagt. Sind Sie schon einmal vorbestraft?
 Angeklagter: Noch niemals.
 Richter (nachdem er die Akten eingesehen): Sie reden ja die Unwahrheit — schon fünfmal sind Sie bestraft worden.
 Angeklagter: Aber noch niemals vorbestraft, stets nachher erst.



Poesie und Prosa.

Fräulein: Ach dieses wunderbare Grün, man möchte sich stundenlang daran weiden.
 Bauer: Waiden's nur ganz ungenirt mit, das Vieh frisst so wie so nit Alles ab.

lange nicht so stattlich aus, wie der Regent Joseph Hammer, welcher nach seinem im Jahre 1808 erfolgten Tode wohl präparirt, in das mehrerwähnte Kabinet gelangte. Einen weißen Turban auf dem Haupte, einen Gürtel von rothen und blauen Straußfedern um die Lenden, soll er, in kampfbereiter Stellung, allgemein für das Vorbild der Energie erklärt worden und unter den ausgestopften „Repräsentanten des Menschengeschlechtes“ die hervorragendste Erscheinung gewesen sein.

Nun weiß zwar Niemand, ob die Absicht bestand, die Zahl dieser Repräsentanten noch zu vermehren, und ebenso wenig ist bekannt, aus wem einem Grunde die vorhandenen eines Tages von ihren Standorten entfernt und in ein auf dem Dachboden befindliches Magazin verwiesen wurden; die Thatsache aber steht fest, daß die „Menschenbälge“ am 31. Oktober 1848, als gelegentlich des Bombardements von Wien durch Windischgrätz die schlecht zielenden Kanoniere auch jenen Theil der altehrwürdigen Hofburg in Brand schoffen, wo sich das Naturalienkabinet befand, in Flammen aufgingen. Seitdem hat man, wenigstens in Europa, wohl keinen Menschen mehr ausgestopft.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 27:
 Bögierung mindert oft den Werth der Gabe.

Räthsel.

Ich steh' im Dunkel jeder Nacht,
 Im Kampfgewühl, in heißer Schlacht;
 Bin in der Regel zwar nur klein,
 Doch Erster in der Linie Reih'n. —
 Ein Plätschen ward mir eingeräumt
 Im Liebestraum, den Du geträumt;
 Ich mach' bemerkbar mich im Schlaf,
 Kein Blick mich je im Wachen traf.
 Ich bin ein Stück vom Siernengest,
 Am Himmelsdome angestellt.
 Hast Du errathen mich, o sprich!
 Nicht von der Schwelle weiche ich.

Auflösung folgt in Nr. 29. [G. Milius.]

Ergänzungs-Räthsel.

Wenn mit dem ersten Zug er —
 Ziti's — ihn abzuholen;
 Er — in wicht'ger Sache, um
 Sich — bei uns zu holen.
 (Die fehlenden 4 Worte bilden ein Sprichwort.)
 Auflösung folgt in Nr. 29. [G. Milius.]

Auflösungen von Nr. 27: der Charade: Zeitschrift; des Buchstaben-Räthfels: Käher, Dächer, Fächer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Döndtschen Zeitung
 (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.